

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 28 (1938)
Heft: 10

Artikel: Der alte Topf
Autor: Jemelin, Erika
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-636907>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der alte Topf

Skizze von Erika Jemelin

Mafellos weiß, in hoheitsvoller Ruhe ragen die Bergspitzen in das lichte Blau des hellen Märzhimmels. Scheuer Sonnenschein strömt in flimmernden Strahlen ins Tal nieder, gleitet lieblos über braunschwarze Hütten, die sich vertrauensvoll um den schlanken Kirchturm scharen, und lockt fattgelbe Krokusse aus frühlingserbtem Erdreich, um die eben erst erwachenden Matten zu schmücken.

Droben in der Höhe liegt alles Leben noch in winterlicher Starre und wartet sehnsuchtsvoll auf den Lenz, um das dicke Schneegewand endlich abzuschütteln. Hier fließt das Blau des Himmels zusammen mit dem Gold der Sonne und dem fleckenlosen Weiß der noch schneebedeckten Hänge; ein Bild, dem sich auch die nüchterne Seele erschließen muß.

Eine Gestalt gleitet lautlos auf schmalen dunklen Brettern dahin. Mit zusammengekniffenen Augen blinzelt der Mann in die Helle des Morgens und versucht, sich an das viele Licht und den Glanz zu gewöhnen. Leicht ist es nicht, wenn man aus dem Grau eines düsteren Stadtwinters plötzlich in solche Herrlichkeit versetzt wird und man fast vergessen hat, wie warm und erlösend die Sonne in den Bergen scheinen kann. Wenn des Alltags Lärm und Getöse und all das Gehebe in unwirkliche Ferne gerückt sind. Die Seele findet sich selbst wieder und erkennt, wie unendlich lange sie schon nach dieser Schönheit, nach Ruhe und Einsamkeit gehungert hat.

Herrgott, ist das wundervoll! Hannes wirft den Kopf in den Nacken und schließt für eine Weile die Augen. Hingegeben fühlt er tastende Sonnenstrahlen über seinen Körper gleiten, ein warmes Lüftchen greift zärtlich in seine krausen Haare und erweckt unbestimmte Erinnerungen an kosende Mutterhände. Aus der Tiefe steigen Glockenklänge, feierlich und ernst, an den Felswänden widerhallend schwellen sie an zu verkündender Stärke, um langsam im All zu verwehen.

Drüben am Hang, durch eine ziemlich breite Mulde von Hannes getrennt, winkt eine kleine braune Hütte. Mit spiegelnden Scheiben liegt sie in friedvoller Ruhe wie ein freundliches Auge am Berg, eingebettet in Schnee und einsame Stille.

Einem plötzlichen erwachten Wunsche nachgebend, läßt sich Hannes langsam in die Verfenkung gleiten, die schmale, flimmernde Spur seiner Skier glitzert wie mit unzähligen Diamanten bestreut.

Fein, diese Idee! Er wird sein Hemd ausziehen, sich an das erwärmte, altersgeschwärzte Holz der Hüttenwand lehnen, und so, den Blick erhoben zu den majestätischen Gipfeln, eine stille Stunde verträumen. Kann ein Mensch mehr und Schöneres vom Leben verlangen, als solches Glück in frühlingshafter Helle, in Erdenfernheit und Gottverbundenheit?

Irgendwo unten, vom Tale her und doch merkwürdig nahe erwacht ein Vogelruf, langgezogen und fast schrill. Ist es dieser Ton oder der urplötzlich daherfegende Windstoß, der Hannes aus seiner Versunkenheit reißt? Gezwungen von einem unbestimmten Gefühl wandert sein Blick der Mulde entlang aufwärts... um für Sekunden in Entsetzen zu erstarren. Eine Lawine! Stiebende, gewaltig gleitende Massen wälzen sich hernieder, erfüllen die Luft mit unheimlichem Säusen und Dröhnen, kommen näher...

Es ist zu spät, um sich auf der andern Seite der Vertiefung empor zu arbeiten, Schutz bei der kleinen Hütte zu suchen. Ein kühner, verzweifelter Schwung und schon saust Hannes talwärts, der Lawine voraus, mit fest aufeinandergepreßten Lippen und aufs äußerste gestrafften Muskeln.

Es muß gelingen, er muß um jeden Preis die ersten Klippen erreichen, um dort abzubiegen und sich zu retten. Nur dieser Gedanke lebt in ihm, hämmert mit jedem Pulsschlag

gegen seine Schläfen. Alles andere ist ausgelöscht, in unendliche Ferne gerückt vor der furchtbaren Gewißheit, das Verderben hinter sich zu fühlen, zu wissen, wie der Tod gierig nach seinem jungen Leben greift, mit kalten, unheimlichen Armen...

Herrlich ist der Schnee, wunderbar weich und flimmernd, wenn Sonnenstrahlen ihn beleben. Aber er ist grausam und voller Schrecken, wenn er, erweckt, frei und entfesselt in der Lawine zu Tale geht. Alles, was ihnen im Wege steht, nehmen die stäubenden Massen unbarmherzig in ihre tödliche Umarmung und keiner ist da, der ihrem furchtbaren Tun Halt gebieten könnte.

Mit unerhörter Schnelligkeit haben sie den Flüchtenden eingeholt und reißen ihn in ihr kaltes Geschiebe. Da weiß Hannes, daß das Schicksal ihn erreicht hat. Mit einer in der Verzweiflung gesteigerten Kraft ringt er und versucht, sich aus den wälzenden Schneemassen zu befreien, während Todesangst wie ein eisiger Strom durch seine Adern rinnt. Vergangeneit und Gegenwart verschmelzen in der Wirre rasender Gedanken; bis ein Bild sich hell und klar vor seine Seele schiebt: die Mutter!

Wo der Knabe einst Schutz gesucht und gefunden hatte, dort sucht nun der Mann Hilfe in höchster Not. Mutter, geliebte, hilf mir! Sie muß ihn doch hören, diesen Schrei aus angstvollem Herzen. Sie muß doch fühlen, in welcher Gefahr sich ihr Kind befindet, ihr Sohn, dem sie mit tausend Schmerzen das Leben schenkte, und der nun tapfer, aber mit langsam ermüdenden Gliedern um dieses kostbare Leben kämpft.

Legt sie nicht lieb und weich wie einst ihre Arme um ihn, damit er an ihrem gütigen Herzen ausruhen kann? Flüstert sie nicht vertraute Worte an seinem Ohr und erzählt ihm von Dingen, die er längst vergessen glaubte?

Ermattet entspannen sich seine Muskeln, der Abglanz eines fernen Lächelns huscht über seine Züge, und sein Sein taucht unter ins Meer des Vergessens. Widerstandslos sinkt sein Körper tiefer ins schiebende, wirbelnde Gewoge der kühlen, unaufhaltbar niedergleitenden Massen, während seine Seele alle Erdgebundenheit abstreift, um im großen, feierlichen Schweigen unterzutauchen.

Weiter geht die Lawine, unbezähmbar und herrlich, dem Tale zu, wo graublauwe Nüchlein fröhlich in die klare Luft steigen und der armselige Speicher von Sonne überflutet und vergoldet wird.

Droben aber ist wieder Stille, Einsamkeit und erhabene Schönheit! Nur ein zager Vogelruf irrt scheu wie ein wehmütiger Seufzer über die glitzernden Hänge. —

Nun ist er dahin, der gute alte Topf; als spize, weiße Scherben liegen seine ärmlichen Ueberreste auf dem fatten Rot des Küchenbodens, und die Frau, der er in einer unglücklichen Bewegung aus der Hand geglitten ist, schaut mit betrübtem Blick auf sie nieder, kann das Geschehen noch nicht ganz fassen.

Zwanzig lange Jahre hat er ausgehalten, hat treu seine Dienste erfüllt, und obgleich im Laufe der Zeit sein Boden etwas geschwärzt und der Henkel verschiedene Male gestickt wurde, er war ihr doch der liebste Milchtopf von allen.

„Es ist merkwürdig und fast unheimlich, daß mich der Verlust eines alten Topfes so traurig stimmen kann“, denkt die Frau schwermütig und versucht vergebens, die sie überfallende Ergriffenheit und ein eigenartiges Gefühl, dem sie keinen Namen geben kann, abzuschütteln. Zugleich schauen ihre Augen in die Vergangenheit, während ein leises, gütiges Lächeln ihre Lippen umspielt. Ein Lächeln, das, Alltag und Sorgen vergebend, der Erinnerung geweiht ist. —

Zwanzig Jahre mochte es wohl her sein, als eines Morgens ihr Jüngster zu ihr trat, sich unternehmungslustig mit gespreizten, braunen Beinchen vor sie hinstellte, ein schelmisches Lachen in den Augen, wie es nur Kinder kennen.

„Mutter, liebe, freust du dich auf deinen Geburtstag?“

„Natürlich Hannes, aber warum denn?“

„Was wünschst du dir?“ Sein kleiner Mund stand in verhaltener Erregung halb offen.

„Am meisten Freude könnt ihr mir bereiten, wenn ihr immer recht artig seid!“

Nein, diese Antwort hatte Hannes ganz und gar nicht erwartet. Er war ehrlich enttäuscht und in sichtlicher Verlegenheit, über die er sich hinwegzuhelfen versuchte, indem er von einem Fuß auf den andern trat. Dann hatte er offenbar einen Ausweg gefunden, denn geheimnisvoll flüsternd fragte er:

„Errate mal, was ich dir zum Geburtstag schenke?“

Etwas erstaunt über diese unerwartete Frage ging sie sofort auf seinen Scherz ein, riet hin und her, tat furchtbar neugierig, was ihm eine riesige Freude bereitete, bis er plötzlich großmütig meinte:

„Komm mit mir!“

Seine großen, dunklen Augen schauten so lieb und bittend zu ihr auf, daß sie nicht Spielverderberin sein wollte und während sie im geheimen über seinen Eifer lächelte, ließ sie sich von der kräftigen kleinen Bubenhand fortziehen. Sie wußte ja zum voraus, was sie zu sehen bekommen würde; ein altes, rostiges Taschenmesser oder einen seltenen Stein; denn sie kannte ihren Jungen und seine Schätze, die oft mehr oder weniger unmöglichen Dinge, die er aus seinen Hosentaschen aus Licht zu befördern pflegte.

Ohne ihre Hand freizugeben stieg er die schmale Stiege zur Scheune empor und warf sich, oben angekommen, auf einen Heuhaufen, in dem er suchend herumwühlte. Endlich zog er einen blendend leuchtenden Milchtopf hervor, den er triumphierend und mit glücklich leuchtenden Augen in die Höhe hielt, um ihn dann ebenso behende wieder verschwinden zu lassen.

„Aber Hannes, das ist ja ganz wundervoll.“ Die Mutter, überrascht und bestürzt über die Kostbarkeit des Geschenkes, versuchte, den Kleinen in ihre Arme zu ziehen.

„Wo hast du nur das Geld hergenommen, um diesen feinen Topf zu kaufen?“

Was sie dann hörte, durchströmte ihr Mutterherz mit seliger Freude, und ein großer Stolz auf ihren Buben erfüllte sie. Monatlang hatte er im geheimen Geld verdient, um den Topf zu kaufen, der lockend in porzellaner Weiße in einem Schaufenster stand und der es seinem kleinen Kinderherzen angetan hatte. Stundenlang schichtete er Holz, machte für die Nachbarin Besorgungen und dies immer, während die andern Kinder spielend herumtollten. Alles der Mutter zuliebe!

Nun ist ihr Hannes, der damals in kurzen, gestickten Höschen vor ihr stand, ein Mann geworden. Das Leben, die Welt hatten ihn ihr entwunden, aber das unsichtige Band der Liebe, das eine Mutter ewig mit ihrem Kinde verbindet, haben sie nicht zerreißen können.

Ihre Gedanken kehren zurück aus der Vergangenheit, einer Zeit, da fröhliches Kinderlachen sie umjubelt hatte und sich weiche, runde Armmchen um ihren Nacken schlangen. Daß doch das Leben immer zurückfordert, was es einmal in Geberfreude geschenkt!

Ihr Hannes! Ganz leise zittern die welken Lippen, die den geliebten Namen flüstern. Ein unbeherrschtes Schluchzen, geboren aus einer dunklen Trauer, deren Tiefe sie nur ahnt, steigt in ihr hoch. Zwei glühende Tränen fallen auf die runzeligen Wangen und ein heftiger, geheimnisvoller Schmerz nimmt von ihrem ganzen Wesen Besitz, strömt durch sie hin und erschüttert sie.

Aus unermesslicher Ferne klingt leise ein Ton, bittend und verzweifelt, geht über in ein Weinen, das wie ein hilfloser Seufzer an ihr Mutterherz pocht.

Ob wohl dieses Herz ahnt, daß hoch oben in den Bergen der weiße, unerbittliche Tod ihren Jungen in seine starren Arme genommen und seinen Leib in kühlen Schnee gebettet hat, in dem Moment, als der alte Topf ihren zitternden Händen entglitt? —

Schicksal in 10 Minuten

Roman von Käthe Donny

„— der Wendling, meinen Sie?“

Becker nickte.

„Angenommen — die Uhr — wäre vorgegangen?“

Es klang wieder eigentümlich dumpf. Geninde schloß die Augen. Eine Falte grub sich in seine Stirn. Wider seinen Willen baute sich ihm der Fall so auf, wie er nun durch Beckers Frage umgeformt wurde.

Er fuhr auf, als wäre er in einen Traum versunken. Wieso konnte er plötzlich Beckers Gesicht nicht deutlich erkennen?

„Dann könnten Sie der Mörder sein.“

Hatte er es leise gesprochen oder laut? Er wußte es nicht, das Wort stand plötzlich im Raume. Es hallte gleichsam von den Wänden wider. Er warf sich an den schweigenden Becker, riß ihn hoch.

Aug in Aug standen sich die beiden jetzt gegenüber. Was lag in Beckers Augen? Angst? Entsetzen? Verzweiflung des Entschlusses? Was in denen Genindes? Unerbittliches Forschen! Eine Frage, tief heraufgeholt aus dem Unterbewußtsein des Menschen. Es war eine schreckliche Stille. —

Und nun begann Becker zu sprechen, stockend wie im Trancezustand. —

„Eine Uhr, jedesmal war eine Uhr dabei. Wissen Sie, wie das ist, wenn man wartet? Wartet — und die, auf die man wartet, kommt nicht? Und man steht wie im Nebel — und es sind zwei Minuten und fünf Minuten — und 10 Minuten. Und alles ist einsam? Und man weiß nicht, wohin mit sich. Ganz allein auf der Welt ist man und sehnt sich. Und ist wieder betrogen. Man wartet wie ein Narr. Es wird immer später. Die ganze Welt ist auf einmal wie eine Uhr. Plötzlich aus dem Orte schlägt es von allen Türen. Man weiß, jetzt müßte es sein, daß man einmal das Mädel bekommen könnte. Und wieder nichts. Und da kommt die Andere. So im Nebel. Als wenn sie's selber wäre — die Richtige. Auf die man die ganzen Jahre gewartet hat. Steht da und hat dasselbe Gesicht und steht und sieht gerade auf eine Uhr — und da —“

Mit einer Gebärde, als wäre seine Hand etwas, was abgetrennt von ihm, ein eigenes Leben führte, griff er in die Tasche, zog eine winzige, brillantenbesetzte Damenuhr heraus. Er hielt sie in seine Handteller, als wäre sie ein lebendiges Wesen.

Geninde starrte auf die Uhr. Die Steine funkelten. Es war, als ob eine hypnotisierende Macht aus ihnen auf ihn herüberströmte und auch auf Becker.

Sie standen beide unbeweglich und starrten auf dies Blitzen der Uhr. Die einzige Bewegung war die von Beckers Hand. Sie ging hin und her in einem schrecklichen Rhythmus.

„Keiner hat es je erfahren“, sagte Becker mit dieser toten Stimme, „keiner. Es war so still im Wald. Ganz still.“

Ein Schatten fiel über ihn. Geninde machte eine Bewegung, als wollte er die Luft um sich herum teilen, abschütteln den furchtbaren Bann. Er beugte sich über den Tisch:

„Die Uhr“, sagte er leiser, „die Uhr . . .“

Becker schien zu erwachen, schloß die Hand fest um das Schmuckstück.

„Die Uhr, die Uhr“, sagte Geninde noch einmal.

Es grollte dumpf in seiner Stimme. Er griff über den Tisch. Es flirrte. Annettes Bild — heruntergeworfen — fiel Becker zu Füßen.

„Adda!“ schrie Becker auf, „Adda ist schuld. Damit hat's angefangen. Nehmen Sie das Bild fort!“

„Aber das ist doch nicht Adda. Das ist doch meine Frau.“ Becker taumelte rückwärts. Sein Mund öffnete sich zu einem neuen Schrei.

Klirrend fiel die kleine Uhr herunter. Sie lag gerade im Lichtkreis der Lampe. Mit einem Satz war Geninde um den

Fortsetzung Seite 237.